Abonnementspreis
mit der wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage „Aus der Arbeitswelt". Bringerlohn 10 Pf., bei Selbstabholung in den Ausgabestellen 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 6562) pro Vierteljahr M. 2.10. Unter Streifband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 3 M., für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
an Wochentags von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1709.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden."

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mehrmaliger Aufnahme Wiederholung unter Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens halb 10 Uhr früh in der Expedition angenommen sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geöffnet von morgens 9 bis abends halb 8 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1709.

Erscheint täglich mit Ausnahme von Sonn- und Festtage.

Nr. 39. | Dresden, Montag den 17. Februar 1902. | 13. Jahrg.

Der Generalstreik und blutige Kämpfe in Triest.

Wien, am 16. Februar 1902.

-th- Eine entsetzensvolle, blutige Tragödie hat sich in Triest abgespielt. Viermal vorgestern und gestern hat Militär auf das Volk der Stadt geschossen. 15 Tote und zahlreiche Schwer- und Leichtverwundete sind als Opfer gefallen. Aber nicht gefahrdrohende Unruhen, nicht wilder Aufruhr, nicht Gefährdung des Lebens der „ruhigen Bürger", nicht Plünderung und Raub haben die Greuel verschuldet, sondern die beispiellose Aufsässigkeit der Behörde, die vorschnell und ohne zwingenden Grund mit Gewalt einschritt, wo sie bis dahin in dem Lohnstreite aufs tätlichste ihre Pflicht vernachlässigt hatte. Dem Morde, begangen an Arbeitern, Frauen und Kindern, den vor allem der feierliche Statthalter von Triest Graf Goeß auf dem Gewissen hat, fügte dann die Regierung eine politische Brutalität hinzu. Sie verhängte gestern über Triest und Umgebung den Ausnahmezustand, und bestrafte so die Bevölkerung für traurige Vorfälle, die lediglich aus der Dummheit der Behörden und dem instruktionswidrigen Verhalten des Militärs entsprungen sind, mit der Verkürzung der politischen Rechte.

Und doch hätte bei einiger Besonnenheit und Geschicklichkeit der leitenden Amtspersonen alles in Frieden und in Ruhe ablaufen können, denn die Triester Arbeiterschaft führte den Generalstreik zwar mit beispielloser Einmütigkeit und Thatkraft, aber ohne jede Gewaltsamkeit durch und die Mehrheit der bürgerlichen Bevölkerung stand mit ihren Sympathien auf Seite der Streikenden. Am Freitag ruhte bereits vormittag in der ganzen Stadt alle Arbeit. Nicht nur im Hafen und in den Fabriken und Werkstätten war der Betrieb stillgestellt, auch das Geschäftsleben und der Verkehrsdienst hörten fast völlig auf. Weitaus die meisten Läden waren geschlossen, denn die Handelsgehilfen, beinahe ausnahmslos der Sozialdemokratie zugewandt, hatten sich dem Generalstreik angeschlossen. Die Straßenbahn verkehrte nicht, denn sowohl die Arbeiter der Elektrizitätsfabrik als die Schaffner und Wagenführer feierten. Die Zeitungen waren nicht erschienen und selbst der Bahnbetrieb mußte aufs geringste eingeschränkt werden; die Verwaltung der Südbahn gab die Kundmachung heraus, daß sie den Güterverkehr nach Triest und zum Triester Hafen bis auf weiteres einstelle, weil die Lagerhäuser nicht entleert werden könnten, nur den Personenverkehr könne sie noch aufrecht erhalten. Vollständiger ist wohl noch nie ein allgemeiner Ausstand zu Wege gebracht worden, und dabei wurde er durchgeführt ohne Aufläufe und Einschüchterungen. Kein Straßenbahnwagen wurde umgestürzt, keine Fabrik gestürmt, kein Arbeitswilliger aufgehalten. Hier gab es keine Streikbrecher, sondern alle Arbeiter (zumeist Italiener und Slovenen, dann Kroaten und Deutsche) setzten sich mit gesamter Hand für das Recht der armen Heizer ein. Wahrlich, man muß diese Stärke des Solidaritätsgefühls, diese Sicherheit des proletarischen Pflichtbewußtseins bewundern.

Freitag nachmittag um 3 Uhr fand eine große öffentliche Versammlung statt. Es muß auf diese Versammlung besonders hingewiesen werden. Sie war außerordentlich stark besucht, von mehr als 4000 Personen, und die Erregung war groß. Kaum daß sich die Redner, Genossen Ucekar und Pittoni, die in beruhigendem Sinne sprachen, verständlich machen konnten — Italiener und auch Südslaven sind ja leicht entzündlicher Gemütsart —, allein es ereignete sich, das mußte Ministerpräsident Körber tags darauf selbst bekennen, nicht die geringste Ruhestörung. Eine Stunde darauf jedoch gaben auf dem Hauptplatze der Stadt die Soldaten Salven auf das Volk ab. Damit ist wohl die Schuldfrage ausreichend beantwortet. Schon Freitag vormittag, obwohl sich noch gar nichts begeben hatte, als daß größere Trupps und Züge der Arbeiter durch die Straßen gingen, hatte der Statthalter Infanterie ausrücken, die Plätze besetzen und die Gassen durchstreifen lassen. Würde er die Truppen konsigniert, aber in den Kasernen und öffentlichen Gebäuden zurückbehalten haben, so wäre die „Sicherheit" auch gerettet und alles Blutvergießen vermieden worden. Er zog es vor, die erregte, südländisch leidenschaftliche, überdies dem österreichischen Staat und Militär tief abgeneigte Bevölkerung durch das Blitzen der Bajonette und den Lärm der Kommandorufe herauszufordern. Auf die erste telegraphische Nachricht von diesen widersinnigen militärischen Vorkehrungsmaßnahmen machten die sozialdemokratischen Abgeordneten — Freitag mittag im Parlamente — dem Ministerpräsidenten Vorstellungen, daß auf solche Weise blutige Vorgänge geradezu herbeigezwungen würden. Herr v. Körber fand es indes nicht für nötig, seinem Statthalter in den Arm zu fallen, und so hatte denn das Unheil seinen Lauf.

Die Menschenmassen, die von der Versammlung kamen und denen sich in den Straßen Tausende anschlossen, zogen nach der inneren Stadt; am Eingange der Piazza Granda wurde sie aber von einer Kompagnie Soldaten bis auf den Börsenplatz zurückgedrängt. Die natürliche Folge davon war, daß die Menge in die Seitengassen geschoben, von dort nach der Piazza Granda zurückströmte, und nun an die hier aufgestellte Kompagnie auch vom Rücken herankam. Das schneidig-brutale Losdrängen der Soldaten löste in der zusammengeteilten Masse die Erregung aus, Pfiffe, Schimpfrufe wurden laut und ein Stein fiel, der den Kommandanten der einen Halbkompagnie, die Kehrt gemacht hatte, einen Oberleutnant Köppel, am Kopfe getroffen haben soll. Darauf schossen die Soldaten sofort, ohne das vorgeschriebene Signal ertönen zu lassen. Gleichzeitig ließ aber auch der Hauptmann die andere Halbkompagnie nach der entgegengesetzten Richtung feuern, wo die Menge an die Soldaten noch gar nicht herangeflutet war, man kann nur sagen, entweder aus völliger Unbedachtheit oder aus Feigheit. Die Salven hatten furchtbare Folgen: ein Dutzend Personen wälzten sich in ihrem Blute. Fünf blieben auf der Stelle tot, sechs starben kurz nachdem sie ins Krankenhaus verbracht worden waren. Die Zahl der Verletzten ist nicht festzustellen, die geringste Schätzung giebt sie mit 22 an, dabei sind aber nicht eingerechnet die Leichtverletzten, die sich zu Hause verpflegen lassen. Unter den Toten befindet sich ein Mädchen, das am Fenster eines Hauses stand, als sie von einer Kugel in die Stirn getroffen plötzlich niedersank. Unter den Schwerverwundeten ein k. k. Postbeamter, der im Bureau arbeitete. Das Gewehrfeuer drang durch die eisernen Rolläden durch, die bereits herabgelassen waren.

Es muß nicht erst gesagt werden, daß diese feige, niederträchtige Bluthat den ganzen Charakter der bisher durchaus friedlich verlaufenden Volksbewegung vom Grund aus veränderte. Bisher war es ein Generalstreik, nun wurde es ein Kampf des empörten Volkes gegen behördliche und militärische Grausamkeit und Roheit. Die Menge, die nach den Salven zuerst auseinandergestoben war, drang auf den Platz zurück und holte sich die Toten und Verwundeten. Mit gellendem Geschrei „Assassini, Assassini" (Mörder) durchzogen nun Hunderte die Gassen der Stadt. Eine Gruppe von Arbeitern trug einen Toten, dessen Gesicht mit Blut überströmt war und zeigte ihn unter dem Rufe „Assassini" den Soldaten hin. Diese machten einen Vorstoß mit gefälltem Bajonett, zerstreuten die Menge und nahmen ihr den Leichnam weg.

Trotzdem verlief die Nacht ohne größere Ruhestörungen und Gewaltsamkeiten. Wie sehr die Arbeiter von vornherein entschlossen waren, den Kampf ums Recht mit aller Entschiedenheit, aber friedlich durchzuführen, beweist der Umstand, daß sie trotz der furchtbaren Ereignisse des vorangehenden Abends die am Tage vorher begonnenen Unterhandlungen mit der Leitung des Lloyds fortsetzten. Freitag nachmittag nämlich kam endlich dem Statthalter eine Erkenntnis, die ihm schon zwei Tage früher hätte aufdämmern sollen, er bewog die Leitung des Lloyds dazu, sich dem Spruche eines Schiedsgerichts zu unterwerfen und ihm nicht nur die Regelung der Arbeitszeit, sondern auch die Frage des Wachdienstes zu unterbreiten. Die Arbeiter gingen sofort auf die Verhandlungen ein, den Vorsitz im Schiedsgericht übernahm der Podesta (der Oberbürgermeister von Triest). Das Schiedsgericht beendete seine Beratungen am Sonnabend nachmittag mit der einstimmigen Annahme der Forderungen der Arbeiter. Der Sieg der Streikenden ist ein vollständiger. Nach dem Urteil des Schiedsgerichts soll Ueberzeitarbeit an Bord nur im Falle unbedingter Notwendigkeit und gegen besondere Entlohnung geleistet, die Arbeitszeit der Heizer im Hafen mit zehn Stunden, einschließlich der Expausen, auf hoher See mit acht Stunden bemessen werden, ferner wird die Regierung aufgefordert, Nachtwachen der Seeleute auf das Maß des unumgänglich Nötigen zu beschränken und vor allem die Heizer wegen ihres besonders schweren Dienstes davon völlig zu befreien. Gemäß der erzielten Vereinbarung sollen die Heizer am Montag früh die Arbeit wieder aufnehmen, so daß der Streik beendet ist.

Indessen die Verhandlungen gepflogen wurden, nahmen die Dinge in der Stadt ihren Gang. Wie groß die Erbitterung und Wut in der Arbeiterschaft war, kann man an dem Grad der Erregung bemessen, die auch das Bürgertum angesichts der Niederträchtigkeit der Behörden ergriffen hatte. Sonnabend vormittag versammelte sich der Triester Gemeinderat, um die Ereignisse des vorhergehenden Tages zu besprechen. Alle Redner gaben ihrer Entrüstung Ausdruck. Einstimmig wurde beschlossen, 10000 Kronen für das Leichenbegängnis der armen Opfer militärischer Brutalität und weitere 10000 Kronen für deren Hinterbliebene und für die Verwundeten zu bewilligen und bei der Regierung gegen das Vorgehen der Behörden Einspruch zu erheben. Auch wurde vom Gemeinderate der Bevölkerung die Anregung gegeben, zum Zeichen der Trauer die Häuser

---

Arbeiter.

Roman von Alexander L. Kielland

(Schluß.)

XXIII.

Die einundzwanzig Schuß verkündeten, daß der König bereits wieder nach Stockholm abgereist war. Der kurze Aufenthalt des Königs bot den Oppositionsblättern erwünschten Anlaß, mit gewohnter Rücksichtslosigkeit über die Regierung herzufallen. In die ganze Presse kam Leben und Bewegung. Alte Streitpunkte wurden ausgegraben, die Parteien suchten ihre Schlagworte hervor und warfen sie wie Federbälle hinüber und herüber, und die Abonnenten hatten an dem Kampfspiele ihr Vergnügen.

Unberührt von dem politischen Sturm wanderte am nächsten Sonntag Ritter Falck-Olsen vor seinem großen Spiegel auf und ab. Frau Olsen machte sich im Zimmer zu schaffen und betrachtete im Stillen mit Stolz das kleine Ordensband im Knopfloch.

„Höre, Frau — wir müssen reisen."

„Reisen? Weshalb? Bist Du nun noch nicht zufrieden? Du hast ihn ja."

„Ahah! Ein Orden ist nur der erste Schritt."

„Nein, aber Du lieber Himmel," rief Frau Falck-Olsen ärgerlich. „Du bist wirklich schnell eingebildet geworden. Ole Johann, wenn ein Orden nur der erste Schritt ist, so möchte ich nur wissen, was der nächste ist."

„Noch ein Orden!" antwortete der Gemahl und verließ den Salon.

Man hatte ihm nämlich eingeredet, die deutschen Fürsten hätten Orden bei sich, wenn sie ins Bad gingen; und es sei dann leicht, einen zu bekommen, besonders wenn man schon einen habe.

Die Familie Falck-Olsen reiste also nach Ems, und nach einigen Wochen erhielt Karoline Hjelm von Luise einen Brief, in dem es unter anderem hieß: „Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie herrlich es ist, des Morgens aufzuwachen und nicht an Hans denken zu müssen. Daß ich so dumm sein konnte! Er paßte ja gar nicht zu mir. Gestern sind wir auf Eseln ausgeritten, und ein Engländer, der mit war (Papa sagt, es sei ein Lord) ist derart so zugerichtet, daß er auf dem Körperteil nicht zu sitzen vermag, auf dem wir andern sitzen; er muß vielmehr dazu ein Stück weiter oben vom Rückgrat benutzen."

Karoline war so unvorsichtig, das ihrer Mutter vorzulesen. Und am nächsten Tag sagte Frau Hjelm zu Vetter Hans: „Du hattest leider nur allzu sehr recht in Deinem Urteil über Luise Falck-Olsen. Das Ausland hat sie schon in Grund und Boden verdorben."

Vetter Hans seufzte. —

Anders der Allmächtige war offensichtlich schwachsinnig geworden. Er machte eines schönen Tages im Ministerium einen großen Skandal, indem er allerhand Dinge erzählte, die nicht erzählt werden durften.

Staatsrat Bennechen wurde da genötigt, kräftig einzuschreiten, und mit Redakteur Mortensens Hilfe gelang es, den alten Diener bei einer gewissen Madame Gluncke unterzubringen, die eine Nähschule für junge Mädchen hatte.

Hier ging es ihm außerordentlich gut. Es zeigte sich nämlich, daß er in den letzten Jahren viel — überraschend viel gesport hatte; und nachdem er einige Zeit sich unter den munteren Mädchen in Malla Bimbams Nähschule bewegt hatte, schien er das Ministerium und alles, was dazu gehörte, ganz vergessen zu haben.

Dagegen wurde er ein sehr eifriger Kirchenbesucher. Und zwar ging er immer auf die Frauenseite, und vielen jungen Damen gewährte es eine religiöse Freude, dem ehrwürdigen Greise das Gesangbuch zu halten. Es war beinahe erbaulich, dieses sanfte Gesicht und die schneeweißen Locken über dem Rockkragen zu sehen. —

Unterdessen wurde aber in der Presse der Kampf mit wahrer Wut fortgeführt; besonders waren die oppositionellen Blätter eifrig an der Arbeit.

Erstens stellte man verwunderte Betrachtungen darüber an, was wohl Amtmann Hiorth im Staatsrat sollte — ein Mann, den niemand kannte. Dann kamen Andeutungen von einem furchtbaren Skandal in Staatsrat Benneches Abteilung: Da sollten Dokumente verschwunden und geheime Fächer entdeckt worden sein — eine Reihe von Enthüllungen bedenklichster Art.

Mündlich wurden noch viel schlimmere Gerüchte verbreitet. Da wurde sogar eine berüchtigtes Frauenzimmer Namens Gluncke in enger Verbindung mit Staatsrat Bennechen genannt. Außerdem wußte in die ganze Stadt, daß zwei Kinder des Staatsrats Hals über Kopf nach einer schrecklichen Familienszene nach Amerika ausgewandert waren.

Am ertragsten aber wurde das „Verschwinden" Anders Wos besprochen, des allmächtigen Ministerialboten.

Staatsrat Bennechen trug bei all dem seinen Kopf noch etwas höher als gewöhnlich, und er zeigte dasselbe würdige Lächeln wie immer, wenn man ihn auf der Straße grüßte.

Trotzdem nahm die Unruhe im Ministerium zu. Morgen für Morgen stürzte man sich über den Wahren Volksfreund. Der aber verhielt sich ruhig. Kein gewaltiger Leitartikel, der den Schreiern hätte das Maul stopfen und die Gemüter beruhigen können.

„Nun muß Mortensen losschlagen!" rief eines Morgens Kanzlist Oerieth und schlug auf den Tisch.

„Ja freilich, das muß er!" wiederholte Kammerjunker Hiorth, der jetzt obenauf war.

Und alle waren darin einig. Mortensen mußte losschlagen! Deshalb war die Stimmung aufs höchste gespannt und erregt, als der Redakteur eintrat und das noch feuchte Blatt auf den Tisch warf.

Hiorth nahm die Zeitung und las: „Gerüchteschmiede und Ränkeschmiede!" Endlich! Lautlose Stille trat ein, und Hiorth las.

Erst wurde in dem Artikel hervorgehoben, in wie hohem Maße der Opposition es an Angriffswaffen fehlen müßte, wenn sie sich so weit erniedrigte, aus Gerüchten und Altweiberklatsch politisches Kapital zu schlagen. Dann wurde die augenblickliche politische Situation als für jeden gutgesinnten und aufgeklärten Bürger zufriedenstellend erklärt.

„Daß indessen —" las Hiorth weiter. Da riß ihm aber der Redakteur das Blatt aus der Hand: „Lassen Sie mich lesen! — Daß indessen eine so alltägliche Begebenheit, wie die Verabschiedung eines alten Ministerialboten solche Skandalschreiberei veranlassen kann, daß ist an und für sich ein Zeichen der Zeit, das der Beachtung wert ist. Denn hinter diesem Gebaren — hinter diesem erheuchelten Interesse für das geringste Detail der Staatsleitung liegt etwas ganz anderes, etwas, das bei uns mit jedem Tage zunimmt, etwas, das wir ernstlich von Grund aus bekämpfen müssen, wenn es nicht Früchte zeitigen soll, die unser Staatsleben gefährden.

Es ist der eingewurzelte Haß der niedrigen Charaktere der Halbgebildeten gegen alle Ueberlegenheit, alle Autorität: de wendet sich jetzt gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit und bringt, indem er dem frechsten Unglauben die Hand reicht, in die heiligsten Gemächer des Familienlebens ein, spottet der

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19020217/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG